

Lippen abknipft. Die Feinde des Tabaks in jeglicher Gestalt berufen sich noch heute an einer Stelle stets auf Goethe, der von ihm sagte:

„Bleies kann ich ertragen, die meisten beschwerlichen Dinge dulde ich mit ruhigem Mut, wie es ein Gott mit gebeut. Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlangenzwider; Biere: Rauch des Tabaks, Wägen, Knoblauch und —“

Schon anders seine eigene Mutter, die Frau Mai, die am 16. Mai 1807, also an ihre Schwiegermutter Christiane schreibt: „Die langen wasserkillerten Briefe — wozu ich schon die zweite Feder genommen habe — müssen Sie doch verschickendes Ansehen. Erlich, daß Dorter Meibler die Sache wieder in Ordnung gebracht und durch seine Kunst die Urgrümmutter wieder gut gel'd. hat — zwey eins, daß, da ich mit den Tabak wieder habe angewöhnen müssen — derselbe keine Wirkung besonders im Kleinsten vorstrefflich tut — ohne ein zügigen Tabak waren meine Briefe wie Stroh — wie Pflanzbriefe — aber jetzt! — das geht wie geschmirrt — das Gleichmaß ist nicht sonderlich hübsig, aber es fällt mir gerade kein anders ein.“

Auch Schiller war mehr Schnupfer als Raucher. Anton Straß-Manis im Dresdener Künstermuseum zeigt ihm mit in die Finger gegebener Schnupftabakdose. Von Lejning hat beiläufig seine Wollenbutter-Wirtschafterin gesagt: „Sel habe nix, bei funne nix und dogte of nix, aber schmöden dan he'n ganzem Dag.“ Amalia von Breußen, des großen Friedrichs Schwester, schrieb in ihr Testament: „Ich vermahe meinen lieben Neffen von Braunshweig meinen ganzen Spanioltabak.“ Ihres Bruders Leidenhaft für das selbe „ohne Laster“ ist zu belannt, um hier noch einmal ausführlicher behandelt zu werden, desgleichen diejenige seines Vaters, des Begründers des Tabakallegiums. Wie der alte Fritz soll auch Napoleon Westindien mit Beschlagungen gehabt haben, in der die Tabak sehen durfte.

Große Harenraucher waren: Bismarck, Böklin, Ra'uz, Raube, Kenu, Molte, Raab, Neu er, George Sand; Paul Scherbert, Mad Iwan, Jien. Gegner des Tabaks in jeglicher Gestalt waren u. a., bezw. sind: Turnwater Jahn („Ein echter Turner raucht nicht!"), Maria Theresia, der die Attentäter, des Tabaksgeruchs aus den Kängeln wegen, parfümiert werden mußten, Span, Madame de Sael („Wer Tabak raucht, riecht wie ein Schwein."), Tolstoi, Jola. Dreihundert Jahre deutsches Raucherum legen hinter uns. Alle Tabakfreunde haben heute schwere Zeiten durchzumachen. Sie müssen ertragen werden, aus der Serzensunverficht heraus: In multos annos! —

### Bunte Zeitung.

Beunruhigte Menschen. Das Volk hat immer die Leute für besonders gesund gehalten, die schon braun gefärbt sind, und hat das Aussehen der Bräunung stets als böses Zeichen angesehen. Die Wissenschaft hat sich gegen eine solche Auffassung gewehrt, da die Pigmentierung als natürliche Abwehr des Körpers gegen die Bestrahlung wohl vor allem ein Produkt aus der Stärke des Lichtes, der Farbe, der Haut und der persönlichen Anlage ist und vielleicht in letzter Linie auch von dem Gesundheitszustand abhängt. Denn noch der Volksmeinung müßten die Skandinavier gesünder sein als die Nordländer, weil sie leichter und gründlicher braun werden. Und doch inzwischen die Ergebnisse der modernen Krankheitsbehandlung mit Sonnenlicht die alte Erfahrung zu bekräftigen, daß in jedem alten Volksglauben ein Körnchen Wahrheit liegt. Wie nämlich Dr. Alois Czepa im „Anatomie“ mittelt, spricht die Beobachtung bei Tuberkulose das, daß gleichzeitig mit der Pigmentbildung die Schutzbildung in der Haut vor sich geht, daß Kranke, die wenig und gar nicht braun werden, auch keine Besserung in ihrem Befinden zeigen, während bei guten Pigmentbildnern die Lichtbestrahlung deutliche Wirkungen mit lebhafter Schutzbildung hervorruft, so daß man fast versucht wäre zu glauben, daß das Pigment selbst ein Schutzkörper ist.

Auch Amerika schließt. Es gibt kein Gesetz, das dem Auge eines sündigen Gauners nicht die Lose Majche zeigen würde, die ihm ein Durchschließen ermöglicht. Dafür erbringt auch das strenge amerikanische Antialkoholgesetz erneuten Beweis. Nach dem Gesetz wird der gesamte Alko-

hol in Niederlagen in den Vereinigten Staaten aufbewahrt, die der staatlichen Kontrolle unterliegen. Nur derjenige, der im Besitz einer von der amtlichen Stelle ausgetheilten Spezialerlaubnis ist, die nach Stellung einer gewissen eine Milton Mark betragenden Kaution ausgestellt wird, darf aus den staatlichen Niederlagen Alkohol beziehen, vorausgesetzt, daß er sich über die „legitime“ Verwendung des Alkohols, beispielsweise zur Herstellung von Parfümieren, ausweisen kann. Das alles hat aber nicht gehindert, daß allein im Weichbild der Stadt Newyork in kurzer Zeit nicht weniger als 1200 falsche Bezugsscheine ermittelt wurden. Die Besitzer von 11000 echten Bezugsscheinen, die in regelrechter Form von den zuständigen Amisstellen ausgefüllt sind, waren ferner in der angenehmen Lage, der ihnen zugekauften Alkohol an ihre Kunden mit einem Nutzen von 800 Prozent zu verkaufen. Man schätzt, daß in den letzten drei Monaten diese Alkoholschleier mehr als 140 Millionen Mark verdient haben. Die an den Bezugsscheinstellen tätigen Beamten seden natürlich mit den Gaunern unter einer Decke und haben ihren Anteil am Gewinn. Es sind bereits 1800 Prozesse wegen Unterschleusen geführt worden. Zahlreiche Angeklagte wurden zu schweren Gefängnisstrafen, die Mehrzahl wurde zu Geldbußen verurteilt, die in die Hunderttausende Mark gehen.

Der dicke Kanzen. Aus der letzten Züricher Grobstratung wird ein guter Witz erzählt. Als gegen einhalb drei Uhr noch eine Debatte um die Bestellung der Kommissionen einleiten wollten, beschloß man Wöhrchen unter großer Unruhe. Der demokratische Fraktionspräsident Weder bemerkte zwar, daß man es schon noch aushalten müßte, worauf ein Sozialist rief: „Ja, die Sozialisten!“ Antwort: „Aber der Blick ist doch bei Ihnen drüben“ (ein Schneidermeister Schneider von Zürich mit zweiwöchentlichem Lebensgewohnheit). Beim Hinausgehen rief dann Schneider der Weder zu: „Wissen Sie, dem Einen gibt der Herrgott einen dicken Kanzen, und dem Andern eine dumme Schnauze.“ Stimme aus der Mäule: „Und Sie sind beides!“ Schallendes Gelächter beendete dieses dreifache Zwiegespräch.

### Literatur.

Kronen-Bücher, No. 58. Die Verlobung des Freiherrn v. Wchlen. Roman von Georg Masner.

Masner schildert in lebenswüchsigster Form. Sein frischer und froher Freier v. Wchlen verläßt sich auf seine geliebte Ehren und verlobt sich mit Ginekegswindigkeit, und dann furcht plötzlich ein Ereignis über seine Braut zu ihm, halbes und ohne Inhalt, und nicht ihm so tief ins Herz, daß er keine Kräfte hat und fällt ohne Gruß von der Bildfläche verschwindet. Und dann liegt er in einem kleinen Gebirgsort und grübelt den Dingen nach. Und erlebt ganz eigentümliche Dinge und erfährt immer wieder Angriffe auf sein armes, wundes Herz — bis er nach zahlreichen, stehhaften Kämpfen um Glück und Liebe einschauen lernt, daß es doch nur „eine“ für ihn gibt; die eine, der er so schnell entfliehen und der er doch vielleicht Unrecht getan. Die Zeit tut wieder ihre Wunder. Und wie das Buch mit einem herzhaften Ruffe schließt, legt es auch jeder Leser befriedigt aus der Hand, denn es ist von feinstem Humor erfüllt.

Alfred Dod: Der Schlund. Roman. Verlag von Egon Fleischel u. Co., Berlin W.

Der Roman stellt zum erstenmal im deutschen Schrifttum dar, wie das deutsche Volk den Zusammenbruch und die Revolution erlebt. Aus der Grausamkeit der Verhältnisse heraus treten Städte und Dörfer in Beziehungen nie gekannter Art, die ein Drama heraufführen voll erschütternder Tragik. Der Dunst der Stadt überflutet das Dorf, frühreife Stadtkinder nisten sich darin ein, Völliger und Sinnestammel vergiften die Seelen. Daneben sprossen in Bauernhäusern Blüten reinsten Menschentums auf. Zwei Frauengestalten werden in den Mittelpunkt der Geschehnisse gestellt. Die eine vom Dämon des Wanders in Not und Tod getrieben, die andere von höherem Willen erfüllt, die dunklen Mächte, die sie umdröhen, zu überwinden, Padende Szenen spielen sich ab. Der Roman wähd sich zu einem wahren Kulturdokument aus. Die trostlose Zeit, der Schlund, obwohl sie die besten Kräfte verschlingt, trägt doch wieder die Keimkräfte in sich, die zur Genesung und neuer Menschwerdung führen.

Zu beziehen durch die Halle a. S., G. W. Hirschler, 68 General 4520.

Goethe-Buchhandlung

# Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

No. 128 Freitag, den 18. Juni 1920

## Meerkatz.

Roman von Fodor von Zobelitz

Hoppenstedt hing erst die Lederjoppe in den Kleiderschrank und verschwand dann. Indes Meiderer Preyjing sich völlig aus. Er war nachdenklich, als Hoppenstedt zurückkehrte und meldete, daß das Bad fertig sei. Hoppenstedt genierte die Nacktheit seines Gebieters nicht; in den Flüssen des norddeutschen Meeres hatte man oft genug gemeinsam gebadet und dann im Adamsstamm auf Pferd oder Manlikier einen Galopp gemacht, um die Haut in der Luft trocknen zu lassen. Er nahm ein paar Schalschürze aus Walf und stellte sie Preyjing an die Füße und hing ihm hierauf einen weiten Mantel aus gerupfter Wolle über die Schultern. Dabei wies er auf den großen Spiegel, der in die Tür des Kleiderschranks eingelassen war, und sagte: „Wenn der Herr Rittermeister sich mal selber in den Spiegel liden wollten — wie man immer noch aussieht und wie man gewachsen ist: da würden Sie am Ende gar nicht an die fünfzig denken. Und wenn ich ein Mädel war!“

„Geh mit mit den Mädeln,“ fiel Preyjing ein. „Man kann sich alles abgewöhnen, sogar den Lebesbunger.“

„Woh nicht ganz,“ sagte Hoppenstedt und schmunzelte. „Ja, Herr Rittermeister — zum Beispiel da unten in der Seriba, wo der dicke Pongalala aus die vier schwarzen Damen herzieht, wo der doch eine darunter —“

„Still, Hoppenstedt! Von der wollen wir weiter nicht sprechen. Sonst kommt die Wehmal dazu — und auf Sentimentalitäten sind wir nicht eingestellt. Du nicht und ich nicht.“

„Es ist richtig, Herr Rittermeister,“ erwiderte Hoppenstedt. „Soll ich mitkommen und ein bißchen massieren?“

„Nicht nötig. Aber sich nach, ob der Korridor stummfrei ist. In Kairo ist eine englische Lady ohnmächtig geworden, als sie sich in meinem Wadelstamm sah. Hier wollen wir den guten Ruf des Hauses schonen.“

Hoppenstedt lugte schon durch die Tür. „Kein Mensch zu sehen,“ sagte er. Da schritt denn Preyjing in das Badezimmer gegenüber.

Unterdessen padt Hoppenstedt weiter aus und ordnete das Gemach. Er tat es mit gemäßigten Gefühlen, das sah man ihm an. Die dicken Schulkern zuden fortwährend, und über das fleckgetränkte Gesicht, in dem die wassergrünen erdlichen Augen ein paar helle Fiecke bildeten, ging ein ganzer Wechsel von Empfindungen. Der Bauernbürsche aus Preyjingshof war doch nicht mehr der dumme Junge von früher. Die vielen Reisen in fremden Ländern hatten seine Bildung gewieft. Seit fast einem Jahrzehnt wanderte er mit einem Baton in die Fernen: anders als frühmüde Touristen, die auf das genaueste die Wege kennen, die sie zum Augen wollen, anders auch als wagemutige Jäger, die nur Lust am Sport treibt, und die ihre Strahlen, gehen sie aus durch Wüste und Urwald, vorgezeichnet finden — für die Preyjingshof Expeditionen gab es keine gebundenen Vorschriften, denn ihnen galt es, auf oft ganz unbekanntem Pfaden möglichst undretene Jagdbeute zu erwideln, nicht um das Wild zu erlegen, sondern um es lebendig zu fangen.

Hoppenstedt entlief sich noch gut seiner ersten Reise, die nach Senaar führte, wo noch immer ansehnliche Reste der mächtigen Scharer jeden Europäer bedrohten. Damals

hatte ihn Preyjing gefragt: „Wilst du mitkommen? Es geht auf Leben und Tod; aber es ist immerhin noch lustiger als auf unrer Hungerklistische. Du brauchst nicht ja zu sagen, wenn du nicht willst. Es kommen auch noch andre mit mir, Männer, die ihr Geschäft verstehen und die keine Hakenfäße sind. Wohl, daß ich von der ganzen Gesellschaft keinen einzigen kenne, und ich würde es gern sehen, einen Le mit zu haben, mit dem ich einmal von der Seimat plaudern und der vielleicht auch eine eintige Träne vergießen könnte, wenn ich brauche ein oite...“ Und da hatte Hoppe stieb sich nicht lange be'ommen und hatte ja ge'ogt — und hatte es nicht berent. Er hatte mit nubissen Jagohier Elefanten und Rhinocerosse ge'angen und mit den Talrurt den Leoparden und Spänen Jallen ge'ogt; mit den Hawaii war er Milparden und Antrobilen zu Leibe gegangen und hatte sich in den Bergen von Sahane mit Herden von Parianen herumgebalgt. Er hatte in verfallene Sudan unter den Branten einer jungen Kömigen gelegen und wäre in Ceylon beinahe das Opfer eines Elefanten geworden. Er war ein fiermer „Tierfänger“ geworden und konnte mit Stolz von sich behaupten, daß er, Fritz Hoppenstedt aus Preyjingshof bei Weichau in der Neumark, nunmehr in vier Weltteilen „ein guter Belannter“ geworden sei.

Aber die Rallozigkeit hatte ihn angeheit. Der Monate Ruhe, um sich einmal tüchtig auszuschlafen, oder auch um in Berlin ein paar Nächte um die Ohren zu schlagen, oder auch um in Preyjingshof den dummen Bauern den Budeel vorzuliegen — das genigte; dann kam wieder die Sehnsucht nach der Wildnis. Nun aber schien alles aus zu sein. Der Herr Rittermeister waren auf einmal reisefähig geworden. Warum? Spürte er wirklich schon die nahenden fünfzig? Ah, Iran — man konnte ihn für einen Dreißiger halten, wenn auch das dunkle Haar grau zu werden begann und die Bartspitzen sich weißlich färbten. Er war ein re'eharter Mann: das hatte er oft zeigen können, zuletzt noch am Galch im Kraleel mit einem Gorilla, wofenlos, Brust gegen Brust — Donnerwetter, war das ein Ringkampf gewesen! Er war auch noch immer ein statt'her Mann — bloß ein bißchen verwittert und gab nicht viel auf jene Neu'erdliche; hatte sich einen gewaltigen Wollbart wachsen lassen, weil ihm das Rasieren unbequem geworden war, und trug Leber seine schredliche Lederjoppe als einen materiellen Anzug und Paddel.

Aber ein ganzer Mann war er doch; von prächtigen Wuchs, dabei stark und elastisch, mit kleinen Füßen und Händen, die nie in Leder hielten und dennoch ihre hübschen Formen behielten und keine Taschen wurden wie die von Fritz Hoppenstedt.

Die Frauen hatten ihn gern: das war wahrhaftig kein Wunder. Aber er piß auf die Weiber — das war wieder merkwürdig. Bis auf die Ledeei mit der kleinen Jadscha, der niedlichen nubischen Sklavin, die dann von einer schwarzen Canaille heimtücklich vergiftet worden war, hatte Hoppenstedt auf allen Kreuz- und Querfahrten mit seinem Herrn nie bemerkt, daß der einmal in die Schlingen eines Weibes gefallen wäre. Er war wie geleigt gegen die Weiber, oder er war eine eisalte Natur, oder aber — na ja, davon hatte man in Preyjingshof ja öfters gellacht: oder er war zum Weiberhasser geworden, nachdem ihn ein schönes Mädchen einmal grüdnlich an der Nase herumgeführt hatte. Die Leute erzählten sich auch, er sei gewesen bei: Fräulein von Arsenow, die nachher den biden Herrn von Sellmann auf Ober-Gittersdorf geheiratet hatte...

Hoppenstedt hatte, während so seine Gedanken hin und her spazierten, allmählich Ordnung im Zimmer gemacht.



